

Das „Kaiserchen von Niedenstein“ im Gemeindeleben seiner Zeit.*

von Karl E. Demandt

Jakob Kaiser (ca. 1850—1929) ist wohl die eindruckvollste Gestalt der Niedensteiner jüdischen Gemeinde, die von etwa 1650 bis 1940 bestand. Ihr gehörten namhafte Familien an, an erster Stelle die Großfamilie Heinemann, die sich seit der Umbenennung der hessischen Judenschaft im Jahre 1812 in zahlreiche Familien verzweigte (wie die Michaelis, Stern, Adler, Nagel, Gumpert, Wertheim u. a.) und durch ausgeprägte Persönlichkeiten charakterisiert wird. Aber nicht ihrer, sondern seiner, Jakob Kaisers, ist immer wieder gedacht worden, und zwar nicht nur in der zeitgenössischen Presse, sondern auch in Erinnerungsbüchern, wie bei M. Dessauer, *Aus unbeschwerter Zeit* (1962) oder in dem großen Sammelwerk von P. Arnsberg, *Die jüdischen Gemeinden in Hessen* (1971); schließlich hat ihm der Verfasser die *Bevölkerungs- und Sozialgeschichte der jüdischen Gemeinde Niedenstein 1653—1866* (1980) gewidmet, weil es allein die Erinnerung an diesen seltenen Menschen war, die ihn veranlaßte, sich näher mit ihm und seiner Gemeinde zu beschäftigen. Diese späten Ehrungen Kaisers sind umso verwunderlicher, als es sich bei ihm keineswegs um einen in irgendeiner Weise bedeutenden Mann im üblichen Sinne handelt, sondern um nichts anderes als nur den letzten „der alten Fahrenden der hessischen Judenheit“, den letzten „des einst auch in Hessen so gerne gesehenen Typs des Dorfgängers“, so wie ihn Nikolaus Lenau, *Der arme Jude*, zum ersten Mal in der deutschen Dichtung als Typus des kleinen jüdischen Hausierers geschildert und zu einer tragischen und symbolischen Gestalt erhoben hat. So haben Zeit, Typ und Persönlichkeit aus Kaiser eine Gestalt gebildet, die sich tief in das Gedächtnis aller eingepreßt hat, die ihn kannten. Als die „Jüdische Wochenzeitung für Kassel, Hessen und Waldeck“ im Januar 1927 ein Bild von ihm im „Staatsrock“ brachte (das wir hier wiedergeben), sagt der beigegebene Text über das „Kaiserchen von Niedenstein“: „Niemand lästig, immer freundlich zog er von Gemeinde zu Gemeinde, das wandelnde jüdische Adreßbuch. Alle Juden Deutschlands und der angrenzenden westlichen Länder seit Generationen sind ihm bekannt: traf er eine jung verheiratete Frau oder einen Lehrling, die in einen fremden Ort verpflanzt waren, oder einen Geschäftsreisenden fern von der Heimat, so gab er ihnen ein Stückchen Heimat, indem er sie mit dem Namen ihrer Eltern

* Besondere Quellenangaben zu diesem Bericht erübrigen sich, da alle genealogischen Fakten in meiner „Bevölkerungs- und Sozialgeschichte der jüdischen Gemeinde Niedenstein 1653-1866 (Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen V, 1980) belegt sind und dort nachgesehen werden können. Die Schilderung des Gemeindelebens beruht auf eigener Kenntnis. Zusätzlich habe ich dafür Nachrichten aus der „Jüdischen Wochenzeitung für Kassel, Hessen und Waldeck“ benutzt, insbesondere aus dem 4. Jahrgang 1927 die Nummern 1, 4, 5 und 6. Das einzige (?) erhaltene Exemplar der Jahrgänge 1-4 dieser Zeitung befindet sich im Besitz der Universitätsbibliothek Marburg.

und Großeltern begrüßte und ihr Heimathaus beschrieb. Immer bescheiden, nie verlangend, nie über jemand etwas Böses redend, gern Auskunft erteilend, sei es für geschäftliche Zwecke, sei es zur Anbahnung von Eheschließungen“ (worauf wir noch zurückkommen). Ein Artikel über die jüdische Gemeinde Niedenstein im gleichen Jahrgang derselben Zeitung beginnt in ähnlicher Weise mit der Schilderung des „Kaiserche“, indem es ihn geradezu zur Symbolgestalt der Niedensteiner jüdischen Gemeinde erhebt und dazu sagt: „Wenn so ein Niedensteiner Kind draußen in der Welt, in Hamburg, Frankfurt oder gar in Amerika nach seiner Heimat gefragt wird, dann ist es keine Seltenheit und Übertreibung, daß ihm erwidert wird: Niedenstein! Ist das nicht der Ort, wo das Kaiserche wohnt?“

Und doch, das Leben dieses so weit bekannten und genannten Mannes liegt keineswegs offen vor uns. Ein zutreffendes Bild von seinem Herkommen und seinem Lebensweg zu gewinnen, erwies sich als äußerst schwierig, zumal es durch zahlreiche unzutreffende Angaben weithin verdunkelt war. Das beginnt bereits mit den Aussagen über seinen Geburtsort und sein Geburtsjahr. Arnsberg (im genannten Werk) nennt in Nathan, obwohl er Jakob hieß und nie anders genannt wurde, und bemerkt, daß er 1847 im Sauerland geboren worden sei, während die standesamtliche Todesurkunde vom 23. Februar 1929 sein Alter mit 79 Jahren und als seinen Geburtsort Treysa angibt. Damit sollte offenbar das niederhessische Treysa an der Schwalm gemeint sein; aber die jüdischen Zivilstandsregister dieser Jahre weisen eine Geburt Kaisers dort nicht nach. Vielleicht war aber Traisa im Kreis Darmstadt gemeint, dessen Zivilstandsregister jedoch nicht erhalten sind; immerhin ist Jakobs Schwester Betti im benachbarten Gernsheim am Rhein geboren. Die Jüdische Wochenzeitung, die des Kaiserchens Eltern als Fahrende bezeichnet und seinen Vater Moses nennt, gibt als seinen Geburtsort Essentho im Kreis Büren, Westfalen, an, wo ihn seine Mutter „auf einer Geschäftsreise“ zur Welt gebracht habe; dort sei er bis zu seinem 13. Jahre erzogen worden, um dann seinen Eltern auf ihren Wanderungen zu folgen. Auch diese Angaben stimmen nicht, denn die jüdischen Zivilstandsregister von Essentho verzeichnen keine Geburt eines Jakob Kaiser in den fraglichen Jahren (wie das Nordrhein-Westfälische Personenstandsarchiv in Detmold ermittelte). Am gleichen Orte aber kann er auch nicht bis zum 13. Jahre erzogen worden sein, denn dann hätte er zumindest schreiben können, was er jedoch nach eigener Aussage nicht konnte. Ferner kann er auch den Wanderungen der Eltern nicht erst im 14. Jahre gefolgt sein, denn 1860 wurden diese bereits wieder in Niedenstein seßhaft, wenn sie auch in den folgenden Jahren von dort aus noch weiterhin auf Wanderschaft gegangen sein mögen. Schließlich gibt Dessauer (in seinem genannten Werk) noch an, daß Kaiser eine Tochter verheiratet habe und kennt sogar noch den Schwiegersohn, der Kaiser überlebt habe, aber das Testament Jakobs vom 14. Februar 1919 nennt als einzigen Verwandten seinen Neffen Bernhard Ballin in Magdeburg und der standesamtliche Todeseintrag bezeichnet ihn als ledig (und nicht als verwitwet).

Es dürfte nur wenige im Bereich des heutigen Deutschland lebende Personen seiner Zeit geben, um deren Personenstandsverhältnisse sich ein solches Schlingwerk widersprüchlicher Angaben windet, und das in jener Zeit des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in der die Beurkundungen des



Personenstandswesens in Deutschland den höchsten Zuverlässigkeitsgrad erreicht hatten. Es gibt offenbar keine anderen, gesicherten Personenstandsbeurkundungen über ihn als sein Testament vom 14. Februar 1919 und sein Sterbeeintrag im Niedensteiner Standesamtsregister vom 22. Februar 1929. Über Eltern, Geburtstag, Geburtsort, Geschwister, eventuelle Heirat, eventuelle Kinder ist bisher ebensowenig Zuverlässiges mitgeteilt worden, wie über die Tatsache, warum er in Niedenstein lebte.

Seine Herkunft läßt sich jedoch klären, wenn wir ihn genealogisch in die Niedensteiner jüdische Familie Kaiser-Wicker einordnen und als seinen Vater Moses Kaiser-Wicker ansprechen, der 1820 als Sohn des Michael Kaiser-Wicker und der Besgen geb. Moses in Niedenstein geboren worden war. Diese Annahme wird durch zwei amtliche Dokumente gestützt: eine Notiz über Moses Kaiser im Niedensteiner Geschäftsregister von 1858 und einen Bericht des Gudensberger Kreisrabbiners Wetzlar von 1867. Aus dem Geschäftsregister ergibt sich zunächst, daß Moses den oktroyierten Namen Wicker nicht beibehalten hat, sondern zu dem ursprünglichen Namen Kaiser zurückkehrte und dieses amtlich akzeptiert worden ist (was außer dieser nur noch der Niedensteiner Familie Mansbach geglückt ist). Das Register vermerkt ferner über ihn zum 1. März 1860: „Ist seit 15 Jahren von Niedenstein abwesend, jetzt aber wegen Umhertreibens von Hannover hierher transportiert worden“.

Er dürfte daher mit jenem Moses Kaiser identisch sein, über dessen Lebensverhältnisse und Heirat der Kreisrabbiner auf einen vom Landrat eingeholten Bericht des Niedensteiner Bürgermeisters Hillebold an den Landrat berichtete, daß er den Moses Kaiser und seine Frau Rachel vernommen habe. Beide gäben an, daß Rachel Jakob eine Tochter von herumziehenden armen jüdischen Leuten sei und keinerlei Heimatrecht habe. Ihre Mutter sei mit ihr im Spätherbst 1817 in Reichenbach bei Birstein im Kreis Gelnhausen niedergekommen, wobei es unklar sei, ob in Ober- oder Unterreichenbach. Sie sei dann stets mit ihren Eltern umhergezogen und habe sich schließlich mit Moses Kaiser aus Niedenstein trauen lassen, welcher ebenfalls in der Welt herumgezogen sei. Beide wüßten nicht mehr, wie der Name dessen sei, der sie getraut habe, könnten auch die Namen der Trauzeugen nicht angeben, da diese in Frankreich wohnten, seien jedoch nach jüdischem Ritus in Königstätten am Rhein getraut worden. Der Kreisrabbiner führte weiter aus, daß derartige Trauungsfälle leider bis zur neueren Zeit an der französischen Grenze sehr häufig vorgekommen seien, so daß man annehmen könne, daß beide wirklich getraut worden seien. Er beantragte daher, Rachel Jakob als Frau des Moses Kaiser zu Niedenstein anzuerkennen und sie mit ihren noch am Leben befindlichen zwei Kindern nicht aus Niedenstein fortzuweisen.

Auf diesen Bericht erfolgte die Randverfügung des Fritzlarer Landrates an den Niedensteiner Bürgermeister, die Bedenken gegen eine Aufnahme der Rachel Jakob nach Niedenstein angesichts der vor der Tür stehenden Freizügigkeit fallen zu lassen, jedoch darauf zu bestehen, daß sich Moses Kaiser mit ihr vor seinem Heimatgericht zivilter trauen lasse, was geschehen ist. So kam Kaiser wieder nach Niedenstein.

Von den beiden oben genannten Kindern des Moses Kaiser und der Rachel Jakob ist eines mit Jakob Kaiser, das andere mit seiner Schwester Betti identisch, die später Jakob Ballin geheiratet hat, von dem der Neffe Jakob Kaisers, Bernhard Ballin in Magdeburg, abstammte. Wo Jakob geboren ist, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, weil seine Eltern zur Zeit seiner Geburt in Deutschland umherzogen, doch spricht die Vermutung für Traisa b. Darmstadt, wie oben angegeben worden ist. Er muß das unstete Wanderleben seiner Eltern schon in seiner Jugend mitgemacht haben, denn gemäß seiner eigenen, notariell beglaubigten Aussage konnte er nicht schreiben, so daß er keine Schule besucht haben kann. Sein ganzes eigenes Wanderleben entspricht zudem so sehr dem seiner Eltern, daß er auf diese Weise nicht nur genealogisch und soziologisch, sondern vor allem auch nach seinen Heimatverhältnissen eingeordnet werden kann.

Ehe nun über das Kaiserchen persönlich zu sprechen und dabei seine Rolle in der Gemeinde seiner Zeit darzustellen ist, soll zunächst etwas über diese gesagt werden. Ein früher Eindruck von ihr ist mir unvergeßlich geblieben. Es war an einem Hochsommerabend, als ich mit dem Niedersteiner Stadtförster Eigenbrodt, in dessen Familie ich damals lebte, vom Anstutz auf den roten Bock am Emserberg zurückkam. Als wir das Städtchen hinaufgingen und dabei an der uralten Linde am Untertor vorüberkamen, saß dort auf einer langen Bank unter dem Baum dicht bei dicht eine geschlossene Reihe sonntäglich gekleideter Männer und Frauen, die sich erhoben und uns fast wie mit einer Stimme „Guten Abend Herr Stadtförster“ grüßte, worauf dieser salutierend den Gruß zurückgab. Daß hier so viele Juden am Feierabend nach Sabbathbeginn zusammensaßen, kam nicht von ungefähr; denn das Untertor und die beiden Steinwege, die zu ihm hinaufführten, waren der eine Teil des Städtchens, in dem die Juden vorzugsweise wohnten, der andere war der anschließende untere und mittlere Teil der Mittulgasse und der zwischen der unteren Mittel- und Obergasse gelegene sogen. Braune Ort, an dem die Synagoge lag und damals der Schächter Wehrheim wohnte. Im Bereich des Obertors, der oberen Mittulgasse und der Untergasse wohnten dagegen keine Juden, ausgenommen Jakob Kaiser, der aber kein eigenes Haus besaß, sondern nur ein möbliertes Zimmer bei Dachdecker Grunewald in der oberen Mittulgasse bewohnte.

Da ich an seiner Zimmertür jahrelang fast täglich vorbeigegangen bin — denn in der oberen Etage dieses Hauses wohnte mein nächster Spielgefährte — und ich infolgedessen oft hineinsehen konnte, ist mir das Bild seiner Einrichtung bis heute gegenwärtig. Am rechten Türpfosten war die Mesusa angeschlagen, eine kleine, etwa fingerlange und -starke Blechkapsel, die auf einem kleinen gerollten Papierstreifen einige Texte aus dem 5. Buch Mosis enthielt und am Eingang aller Niedersteiner Judenhäuser zu finden war. Das Zimmer Jakobs war für meine damaligen Vorstellungen groß und wirkte leer, denn es enthielt nur wenig Mobiliar. An der Längswand der Tür gegenüber stand das Bett, an der rechten Querwand der Schrank, daneben ein Fenster, das in den Garten ging. An der linken Querwand unter einem Fenster, das zur Straße ging, stand ein kleiner Tisch mit Stuhl und an der inneren Längswand rechts neben der Tür ein Waschtisch.

Durch meine ständigen Aufenthalte in diesem Hause ergab sich eine nähere Bekanntschaft mit dem Kaiserchen ganz von selbst, so daß er schließlich mein bester Bekannter aus der ganzen Niedersteiner Judenschaft wurde. Gefördert wurde mein Interesse an ihm dadurch, daß er die merkwürdigste und auffallendste Erscheinung in der Gemeinde war, in der es im übrigen in keiner Weise an eindrucksvollen Gestalten in ganz anderer Hinsicht mangelte. Da war etwa der alte Silberberg, ein Fellhändler, der immer die lebhaftesten und ergötzlichsten Handelsdispute mit dem Förster führte, wenn dieser einen Fuchs, einen Dachs oder gar einen Marder geschossen hatte. Silberberg erhielt die Bälge allemal, obwohl er fast jedesmal seinen baldigen Ruin durch die Preise des Försters beklagte. Stark beeindruckte uns der alte Wertheim, der Schächter der Gemeinde, eine große, schwere Gestalt, vor der wir gewaltigen Respekt hatten, vor allem, wenn er mit seinem breiten Schächtmesser im schwarzen Lederbezug zu Metzger Nagel ging, um dort seine rituellen Schlachtungen vorzunehmen. Unsere größte Anteilnahme aber erregten die drei erwachsenen taubstummen Geschwister Adler. Man sah sie zwar nicht oft, aber wenn einmal, dann fast immer nur gemeinsam mit ihrem heftigen Mienen- und Mundspiel und ihren hastig gestikulierenden Finger- und Handbewegungen, durch die sie sich, für uns völlig unbegreiflich, untereinander verständigten. So lag über manchem trotz aller Nähe und täglichen Begegnung ein Hauch von Fremdem und Anderem.

Metzger Nagel in der Mittelgasse, ein stattlicher, geschäftiger Mann mit seinen ansehnlichen, ja schönen Kindern Daisy und Joseph, war der einzige seines Berufes am Orte und hatte infolgedessen ein gut gehendes Geschäft. Mit Ausnahme der Kolonialwarenhandlung der Tanten Simon mit ihrem erschreckenden Baß und dem unvergleichlichen Geruch nach Zuckerhüten und Zimt, Heringslake und Petroleum im Laden, wurden alle anderen Ladengeschäfte am Orte von Juden betrieben. Da waren die Textilgeschäfte von Kaiser an der alten Linde und von Gumpert in der unteren Mittelgasse, die Kolonial- und Lebensmittelläden von Nagel im braunen Ort (der auch Eisenwaren führte) und der ledigen Rosa Rosenstein in der Mittelgasse sowie der Gemischtwarenladen von Rapp neben dem Rathaus. Da der Verkauf über die Theke nicht immer zur Ernährung einer Familie ausreichte, betrieben manche Juden auch noch einen Hausierhandel, in der Regel mit Textilien. Wie oft habe ich den Handelsmann Rapp gesehen, wenn er am Wochenanfang sein schwarzes Wachstumsbündel, in dem er Stoffe, Schürzen und Kleider aufs feinste zusammengelegt hatte, am Stock über die Schulter warf und losmarschierte, um manchesmal erst nach Tagen wieder zurückzukehren. Besser gestellt waren die Viehhändler, von denen Isaak Mansbach 1928 dem bisherigen mehrjährigen Gemeindeältesten Joseph Rosenstein in diesem Amte nachfolgte. Umso ärmer war wieder die in allen umliegenden Dörfern bekannte kleine Gestalt des Utah (Juda) Mansbach aus der Obergasse, der auf einem Hundewagen Lumpen und Altwaren sammelte, um damit sein kärgliches Brot zu verdienen. Unter den jüdischen Frauen waren die auffallendsten Erscheinungen zwei Witwen, die Witwe Nagel am Steinweg und die Witwe Adler in der Mittelgasse; stattliche, stille Frauen, die ihre großen Häuser musterhaft führten, wie ich es aus der nächsten Nachbarschaft bei der Witwe Adler erlebte, deren Haus

früher eine Gastwirtschaft gewesen war, und nicht minder bei der Witwe Nagel, bei der noch ihre Mutter, eine geborne Plaut, lebte, eine feine, alte Dame, die fast immer in Schwarz ging und ein kleines weißes Spitzenhäubchen trug. Auch die Kinder beider Witwen waren von einer z. T. auffallenden Schönheit, die die der übrigen dörflichen Jugend weit übertraf.

Insgesamt lebte die jüdische Gemeinde zurückgezogen und fast nur unter sich, so daß das innere Gemeindeleben nach außen kaum in Erscheinung trat. Erinnerungen Niedensteiner Juden aus jenen Jahren, die sie 1927 in der Kasseler jüdischen Wochenzeitung veröffentlichten, berichten über Vereinigungen, wie die der nur aus männlichen Mitgliedern bestehenden Chewerah-Kadischah, deren einmal im Jahr, gewöhnlich am Schabbos-Chanukah, stattfindende Chewerahsude einen Höhepunkt des Gemeindelebens bildete. Diese Gemeinschaft spielte im Leben der jüdischen Gemeinde eine erhebliche Rolle durch ihre umfassende soziale Funktion, denn in Not und Armut, Krankheit und Trauer spendete sie durch persönliche Hilfeleistungen und Liebesdienste Trost und Beistand. Ihr zur Seite stand die Chewerah-Bachurim, ein Verbund junger Männer zu vorwiegend religiösen Zwecken, wie etwa dem Thorastudium, die anlässlich ihres 50jährigen Bestehens im Februar 1927 eine Jubiläumsfeier mit Festessen und theatralischen Vorstellungen veranstaltete. In den örtlichen Vereinen waren Juden allerdings kaum vertreten, ausgenommen der Kriegerverein von 1870/71, zu dessen Gründungsmitgliedern der Handelsmann Isaak Mansbach gehörte. Als dieser im April 1928 im Alter von 78 Jahren starb, gab ihm der Kriegerverein das letzte Geleit; doch war das eine Ausnahme. Im allgemeinen war das jüdische Vereins- und Gemeindeleben nach innen gewendet, so daß kein engerer allgemeiner Kontakt mit der christlichen Bevölkerung bestand. Gleichwohl kam man als Junge fast in alle jüdischen Häuser. Nicht nur, daß die Frau des Stadtförsters auch erkrankte jüdische Frauen mit ihrer kräftigenden Krankensuppe (meist einer köstlichen Wildtaubenbrühe) versorgte, die ich in der Regel austrug, oft wurde man auch an Freitagabenden oder am Sonnabendmorgen nach Beginn des jüdischen Sabbaths (oder Schabbes, wie er genannt wurde,) gerufen, um die Lampe oder auch einmal einen Ofen anzuzünden, denn das war ihnen selbst aus rituellen Gründen untersagt. Zur Belohnung gab es dann meist ein Stück Matzen. Gemeinsam an einem Tisch gesessen und gegessen hat man jedoch mit einer jüdischen Familie in einem jüdischen Haushalt nie.

Die Juden waren fromm, und es war selbstverständlich, daß alle regelmäßig die Synagoge besuchten. Diese war insofern ein merkwürdiges Gebäude, als über ihre Entstehung noch in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts folgende, in der Jüdischen Wochenzeitung von 1927 veröffentlichte „besondere Geschichte, vielleicht auch Sage“ kursierte:

„Vor mehr als hundert Jahren lebte in Niedenstein ein altes jüdisches Ehepaar, das sich gewisser Wohlhabenheit zu erfreuen schien. Die braven Leute waren aber kinderlos. Da traf sie noch ein anderes hartes Mißgeschick. Der alte Kallme wurde geistesgestört, sein Gedächtnis war geschwunden, er kannte keinen mehr, auch nicht mal seine liebe Merle. Wie das so üblich war früher, wandte man sich an den Baalschem. Die alte

Merle machte sich auf den beschwerlichen Weg nach Michelstadt im Odenwald. Über dieses Erlebnis erzählte man sich noch lange schauerliche Geschichten in der Khille. Obwohl fremd, unbekannt und unangemeldet, habe der Baalschem sie mit den Worten empfangen: „Godelkom Merle. Ich weiß, worum ihr kommt! Bleibt heute Nacht hier und seid außer Sorge. Wenn ihr heimkommt, wird euer Kallme wieder gesund sein“. Andern Tags habe sich dann die alte Frau wieder auf den Heimweg begeben. Nach mehrtägiger Wanderung traf sie in mitternächtlicher Stunde wieder in Niedenstein ein. Die Haustür war geschlossen. Sie klopfte! Da öffnete sich ein Fenster und Kallme rief ihr zu: „Merle, bist du?“ Von Stund an sei er wieder gesund gewesen. Aus Dankbarkeit hätten dann die glücklichen Leute neben ihrem Hause die Synagoge gebaut, die heute noch steht“.

Den Baalschem von Michelstadt und die „glücklichen Leute“ kennen wir heute genau. Über den Baalschem (Wundertäter) von Michelstadt hat P. Arnsberg (in seinem genannten Werk) ausführlich gehandelt, und die glücklichen Leute von Niedenstein habe ich (in meinem genannten Werk) beschrieben und dabei festgestellt, daß die Angaben der „sonderbaren Geschichte“ bis ins Einzelne stimmen. Die Niedensteiner Synagoge wurde 1816 auf Kosten des Callman Heinemann-Michaelis erbaut und von ihm der Gemeinde geschenkt. Als Sohn des reichsten Niedensteiner Juden des 18. Jahrhunderts, Michael Heinemanns d. Ä., und dessen Frau Mindel, geb. Israel, war Callman wohlhabend, denn 1809 bestand sein Vermögen aus mindestens 16 000 Gulden ausgeliehener Kapitalien sowie Haus und Grundbesitz. Als er im folgenden Jahr 1810 im Alter von 25 Jahren die etwas jüngere Merle Plaut aus Neustadt heiratete, brachte diese außer einer wertvollen Aussteuer im Wert von 570 Talern eine Mitgift in bar von 1800 Gulden Frankfurter Währung mit, so daß beide zu den reichsten Niedensteiner Juden des frühen 19. Jahrhunderts zählten. Aber, sie hatten keine Kinder, und zudem war Callman krank, denn er wurde 1809 wegen seiner Gebrechen vom Militärdienst befreit. Gleichwohl erreichten Callman und Merle ein hohes Alter, denn beide lebten noch 1861 in Niedenstein.

Kehren wir zum religiösen Leben der Gemeinde in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts zurück, dann ist festzustellen, daß es noch immer in voller Form bestand und erfüllt wurde. So regelmäßig und strikte wie der Synagogenbesuch war die Einhaltung der Sabbathruhe, und auch sonst befolgten alle die alten, frommen Gebräuche, sei es im täglichen Leben, sei es an ihren Feiertagen. Das alles gab ihrem Leben einen ganz anderen, eigentümlichen Wesenszug. Sie hatten Speisevorschriften, die uns völlig ungewohnt waren, sie hatten Sabbathvorschriften, die wir nicht verstanden, ihre religiösen Feste und Gottesdienste waren ganz andere und anders als unsere, und selbst bei Trauerfällen herrschten bei ihnen andere Bräuche. Das galt nicht nur bis zur Bestattung, sondern auch noch während der Beisetzung selbst. Im Gegensatz zur christlichen Gemeinde, die ihre Toten zu Grabe trug, wurden die verstorbenen Juden zu Grabe gefahren, denn die jüdische Gemeinde hatte einen stattlichen Leichenwagen, auf dem der Sarg, bedeckt mit einem großen schwarzen Tuch mit silberner hebräischer Inschrift, zum jüdischen Friedhof im Gehresgarten am Ziegenberg bei Sorsts Wäldchen

gefahren wurde, wobei nur Männer dem Sarge folgten. Auf dem Bock des Leichenwagens thronte dann neben dem Kutscher meist auch der alte Jakob als Beifahrer, angetan mit seinem feierlichen schwarzen Habit und schwarzem Hut, der ihm zu groß war und ständig über die Augen zu rutschen drohte. Diese Tätigkeit trug ihm zu dem üblichen Nachrufewort „Mausch“ auch noch die Spitznamen „Totenvogel“ und „Leichenwagenbremser“ ein, ohne daß ihn dieses jedoch in seiner Würde gestört hätte.

In sozialer Hinsicht wirkte die jüdische Gemeinde wohl vor allem wegen ihres vorbildlichen religiösen Zusammenlebens nach außen hin weitgehend homogen. Sehr reiche und ganz arme Judenfamilien, wie sie im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert auch für Niedenstein nachweisbar sind, und die darauf beruhenden Gegensätze, die das Gemeindeleben zeitweise erheblich belastet hatten, gab es zu Anfang des 20. Jahrhunderts nicht mehr. Zwar bestanden auch jetzt noch deutlich erkennbare Abstufungen nach Besitz und Einkommen, jedoch nicht mehr derartige Unterschiede wie früher, wenn auch manche Judenfamilien in größter Bescheidenheit lebten. Aber nicht nur diese, auch alle anderen jüdischen Familien lebten zurückgezogen, unauffällig, bescheiden. Die Wirtshäuser des Städtchens pflegten sie nicht zu besuchen, auf den wenigen öffentlichen Veranstaltungen in der Stadt traten sie kaum hervor, im politischen Gemeindeleben spielten sie trotz ihrer erheblichen Anzahl keine deutliche Rolle und doch prägten sie das Erscheinungsbild der Niedensteiner Bevölkerung insgesamt in erheblichem Maße mit.

In ganz besonderer Weise galt das für den alten Jakob, denn so unansehnlich er auch sein mochte, er war unübersehbar. Um seine kleine, fast schwächliche Gestalt hingen meist zu weite und faltige Hosen und Röcke, so daß sie ihn fast verdeckten. Seine Haltung war gebückt, sein Gang schleppend geworden, so daß man sich gar nicht mehr vorstellen konnte, daß ausgerechnet er so weite Wanderungen unternommen haben sollte, wie die Rede ging. Sein Gesicht war klein und runzlig geworden; klein waren auch seine Augen, aber klug, hellwach und blitzschnell erfassend, auch wenn er scheinbar vor sich hin oder in sich hineinträumte. Seine Stimme war rau und brüchig. Wenn ihn die Dorfjugend wieder einmal durch Nachrufen seiner Spitznamen ärgerte (worin sich die christliche und die jüdische Kinder­schar einig waren) und er sie deshalb ausschimpfte und mit geschüttelter Faust (von ferne) bedrohte, konnte seine Stimme ins Krächzen geraten oder sich gar überschlagen, was natürlich noch mehr zum Ärger ermunterte. Leicht hatte er es daher nicht, aber er hat es keinem der Kinder wirklich übel genommen, wenn sie ihn hänselten, was sie zu gerne taten, und niemals hat man gehört, daß er eines der Kinder geschlagen hätte; dafür sorgten allerdings in solchen Fällen nicht selten die eigenen Eltern, denn eigentlich war es ja verboten, den alten Mann zu ärgern. Geärgert aber wurde er nur, wenn er sich im Ort zeigte, niemals hingegen, wenn er versunken auf dem Mäuerchen um die Miste vor dem Grunewaldschen Hause saß, denn dann, so hieß es, betete er; und darin störte ihn keiner.

Charakteristisch für ihn war, daß er immer wieder einmal Wochen, ja Monate von Niedenstein fort war, um dann nach seiner Rückkehr Grüße an Niedensteiner Familien von deren Bekannten oder Verwandten etwa aus Thüringen oder den Rheinlanden zu überbringen. Aber so weite Wege, wie

er in den Friedensjahren vor 1914 gemacht hatte, konnte er natürlich nach dem ersten Weltkrieg seines Alters wegen nicht mehr unternehmen. Dessauer berichtet, daß er nach der (angeblichen) Verheiratung seiner Tochter gesagt haben soll: „Ich hab’ mei’m Schwiegersohn Rheinland-Westfalen übergeb!“, d. h. als Wander- und Bettelbereich abgetreten. Aber abgesehen davon, daß er gar keine Tochter zu verheiraten hatte, ist er in das Rheinland auch noch Anfang der 20er Jahre, als er bereits über 70 war, gelaufen. Von seinen großen Wanderungen der früheren Jahre aber erzählte man Abenteuerliches, denn die Fama ging, daß er nicht nur bis nach Südfrankreich gekommen sei, sondern auch den Balkan und ganz Kleinasien durchwandert habe bis nach Palästina; ja eine Version wollte sogar wissen, daß er bis ans Rote Meer gewandert sei. Er selbst hat jedoch nie zu diesen Sagen Stellung genommen und sich trotz allen Drängens und Fragens nie präzise dazu geäußert. Wie oft habe ich ihm angelegen, davon zu erzählen, aber immer wehrte er ab, meist lächelnd, wobei er dann höchst verschmitzt aussah, aber unbeirrbar. So bekannt er war, so unbekannt war er auch, denn er hielt seine Leben verborgen. Keiner wußte wirklich von ihm; nicht einmal der Gemeindeälteste bei Jakobs Todesanzeige.

Gleichwohl genoß er hohes Vertrauen, denn — wie Dessauer mitteilt und auch mir bekannt wurde — wandten sich jüdische Eltern, die ein Kind nach auswärts verheiraten wollten, vielfach an ihn, um sich von ihm die gewünschten Auskünfte über mögliche Heiratskandidaten zu beschaffen. Dabei hat er allerdings über einen Anderen nie etwas direkt Abfälliges gesagt, sondern eine ablehnende Meinung mit der Angabe begründet, er kenne die ihm genannte Person nicht, worauf man Bescheid wußte. Außer in diesen Vermittler- und Botendiensten war er auch sonst zum Nutzen der Gemeindemitglieder vielfach tätig, ja, ein fast unentbehrliches Faktotum sowohl bei kleineren Hilfeleistungen wie bei größeren Veranstaltungen, seien es Familienfeste oder die größeren religiösen Feierlichkeiten, wo man seiner Hilfe bedurfte. Aber er half natürlich auch in christlichen Häusern. Hierzu sei wenigstens ein Vorkommnis erzählt, was lange im Gedächtnis geblieben ist. Wie allgemein üblich half Jakob beim Rupfen des Geflügels, so stets in den frühen Wintermonaten, wenn die Gänse geschlachtet wurden. So saß er auch eines Tages auf dem Flur eines Bauernhauses und rupfte. Dazu mußte er in kurzen Abständen den Daumen anfeuchten, um griffiger rupfen zu können. So fuhr er damit regelmäßig zum Munde, wobei sich seine Bartstoppeln mehr und mehr mit Flaumfedern vollsetzten. Die kleine Tochter des Hauses sah ihm aufmerksam, schließlich immer gespannter zu, bis sie es nicht mehr aushielt und laut schrie: „Mutter, Mutter!, der Jakob frißt unsere ganzen Gänse“!

So lebte er mit, in und von der Gemeinde, immer hilfsbereit, von allen Seiten beansprucht und damit fast ständig beschäftigt; dabei bettelarm, anspruchslos, gutmütig. Kaum einmal sah man ihn mißmutig, auch wenn die Kinder es noch so arg trieben, um ihn zu ärgern. Zwar war er nicht immer darüber erhaben, aber mehr als zu einer Drohgebärde kam es nicht.

Die größte Überraschung bot jedoch sein Testament, das ich während meiner Studien zuletzt entdeckte. Worüber sollte er wohl angesichts seiner notorischen Armut verfügt haben? Als ich die wenigen Zeilen des Textes gelesen hatte, war mir klar, daß es sich dabei nur um eine beruhigende, gü-

tige Geste gegenüber der Familie Grunewald handelte, bei der er wohnte und die ihn versorgte. Vielleicht traute man ihm auch geheime Reichtümer zu, und er war auf solche Mutmaßungen eingegangen, damit sie einmal denen zugute kommen sollten, die sich seiner angenommen und ihn betreut und beherbergt hatten. So errichtete er am 14. Februar 1919 in Niedenstein vor dem Notar Dr. Petzold aus Gudensberg in Gegenwart des Niedensteiner Stadtschreibers Sechtling und des Landwirts Hillebold als Zeugen sein Testament. Notar und Zeugen fanden ihn krank zu Bett liegend, aber im vollen Besitz seiner Geisteskräfte. Ihnen erklärte er, daß der Dachdecker Johann Grunewald I in Niedenstein sein Alleinerbe sein sollte zum Entgelt dafür, daß er ihm Wohnung und Pflege gewährt habe. Seinen Neffen Bernhard Ballin in Magdeburg schloß er dagegen von allen Rechten an seinem Nachlaß aus, ohne diesen Ausschluß näher zu begründen. Als der Wert seines Nachlasses angegeben werden sollte, war das nicht möglich, so daß es im Original heißt: „Der Wert beträgt etwa . . . Mark“. Später ist von anderer Hand nachgetragen: 500,— Daß auch diese Angabe rein fiktiv war, ist sicher, denn nicht einmal in der Stube, in der er wohnte und von fremden Leuten versorgt wurde, gehörte ihm irgend etwas. Sein war nur, was er auf dem Leibe trug, und auch das war ihm geschenkt worden. Als er 10 Jahre später starb, mußte er auf Gemeindekosten beerdigt werden, denn er besaß und hinterließ nichts.

Und doch war selbst das noch mehr, als auch der reichste Mann seiner Zeit in Niedenstein hätte hinterlassen können. Es war die Erinnerung an ihn als einen Menschen, den keiner vergessen konnte, der ihn jemals gekannt hatte. Gleichwohl wäre es ihm und allen anderen Niedensteiner Juden wie Christen seiner Zeit gewiß unglaublich erschienen, wenn man ihnen damals gesagt hätte, daß man von ihm noch lange nach seinem Tode nicht nur in jüdischen Gedenk- und Nachschlagebüchern erzählen und berichten, sondern daß einmal die Geschichte der Niedensteiner jüdischen Gesamtgemeinde nur um seinetwillen und zu seinem Andenken geschrieben würde. Aber alle, die ihn gekannt haben, werden bezeugen, daß sie wohl nie einem ärmeren und anspruchloseren, einem frömmeren und freieren, von allen irdischen Gütern des Lebens unabhängigeren Menschen begegnet sind, als dem alten „Kaiserchen von Niedenstein“. Möge man seiner noch lange gedenken.